

Verben als Grenzgänger. Grenzziehungen, Grenzauflösungen und Grenzüberschreitungen

Damaris Nübling

1. Grenzgängertum bei skandinavischen Verben

Nicht nur literarische Werke und Figuren, Schriftsteller und Festschriftempfänger – auch Verben können zu Grenzgängern werden. Während das Grenzgängertum in der ersten Gruppe meist äußeren Umständen wie z.B. Migration geschuldet ist, gibt es bei Verben eigentlich keinen Grund, zu Grenzgängern zu werden. Dennoch kommt es immer wieder zu solchen Phänomenen. Dies impliziert, dass es überhaupt Grenzen gibt, die die Verben in bestimmte Rubriken verweisen; dies sind üblicherweise die sog. *Flexionsklassen*, etwa in Gestalt der starken und schwachen Klasse. Dieser Beitrag befasst sich mit Grenzen im Verbalbereich, illustriert anhand einiger skandinavischer Verben. In einem weiteren Schritt sollen auch Grenzziehungen, Grenzveränderungen und Grenzauflösungen beleuchtet werden. Dabei stellt sich die Frage, wie unverbrüchlich Grenzen sind, und insbesondere, warum es überhaupt Flexionsklassen gibt und warum sie sich oft so hartnäckig erhalten. Solche Fragen wurden bisher viel zu selten gestellt. Schließlich werden temporäre und dauerhafte Grenzüberschreitungen von Verben beleuchtet. Dabei verharren bestimmte Verben über Jahrhunderte hinweg als Grenzgänger zwischen wohletablierten Klassen. Speziell solche Phänomene verlangen eine Begründung, denn Grenzen, so steht zu vermuten, sollten dazu dienen, eine gewisse Ordnung zu garantieren.

2. Grenzziehungen, Grenzverschiebungen und Grenzauflösungen

Die markanteste Grenze innerhalb des Verbalbereichs, die auch fast alle germanischen Sprachen konserviert haben, ist die zwischen starken und schwachen Verben. Dabei stellt sich die Frage, wie sich verbale ‚Stärke‘ und ‚Schwäche‘ jeweils manifestiert. Hier tun sich sowohl kontrastiv als auch diachron große Unterschiede auf. Meist konzentriert man den Unterschied zwischen starken und schwachen Verben auf die Bildungsweise ihres Präteritums: Ablaut (stark) vs. Dentalsuffix (schwach). Dies ist das letzte ‚Rück-

zugsgebiet', in das sich die Flexionsklassenmarkierung zurückgezogen hat (hierzu DAMMEL 2003). Ursprünglich, d.h. im Altnordischen (ebenso wie auf westgermanischer Seite das Althochdeutsche, Altenglische etc.) hat sich die Anzeige von Flexionsklasse auf viel mehr Verbformen, d.h. auf mehr Paradigmenpositionen erstreckt: Starke Verben erfahren im Altnordischen im Präsens Singular *i*-Umlautung, am Beispiel von an. *fara* 'gehen': (*ek*) *fer*, (*þú/hann*) *ferr* – (*vér*) *forum*, (*þér*) *farið*, (*þau*) *fara*. Dagegen tritt der *u*-Umlaut in der 1.Pl. (*vér*) *forum* automatisch, also klassenunabhängig ein, womit er einen anderen, jedenfalls keinen klassendefinierenden Status erlangt. Interessanterweise sind die Person/Numerus-Endungen bei starken und schwachen Verben die gleichen (im Gegensatz zum Althochdeutschen), d.h. im Präsens erfolgt die Klassenanzeige schon im Altnordischen nicht additiv über die Endungen, sondern modifikatorisch über den Stammvokal, also sehr tief im Verb.

Zu den neufestlandskandinavischen Sprachen hin (außer Nynorsk) wurde dieses Klassenmerkmal über Analogie beseitigt. Damit ist es ein morphologischer Prozess, der eine Manifestationsmöglichkeit von Klasse beseitigt hat, und dies an einer sehr exponierten Stelle in der frequentesten Kategorie des Präsens. Die Frage ist, ob man solche Abbauprozesse als Klassennivellierung, also den Anfang vom Ende der Verbklassen interpretieren soll. Man könnte auch argumentieren, dass es der Abbau des flexivischen Person/Numerus-Ausdrucks war, der den Abbau des Präs.Sg.-Umlaut nach sich gezogen hat. In jedem Fall handelt es sich um eine Schwächung von Flexionsklasse. Oft ist der Ausdruck von Flexionsklasse an den Ausdruck grammatischer Kategorien gekoppelt, Flexionsklasse weist hier also eine Art 'parasitäres Verhalten' auf. Hier stellt sich die Frage, ob es Fälle gibt, in denen sich trotz der Reduktion solcher grammatischer 'Wirkungskategorien' der Ausdruck von Flexionsklasse erhält.

Bis ins heutige Schwedische hinein hat sich eine klar profilierte Subklasse der schwachen Verben – die größte und einzig produktive –, die sog. 1. oder *a*-Klasse erhalten: Hier wird jedoch (im Gegensatz zur eben beschriebenen Konstellation) Flexions(sub)klasse separat kodiert, und zwar als *-a* in sämtlichen Paradigmenpositionen – z.B. im Präsens (*kall-a-r*) im Gegensatz zu *-(e)r* bei den starken (*driv-er*) und anderen schwachen Verben (*köp-er*, *bo-r*), ebenso im Präteritum (*kall-a-de*) und im Supinum (*kall-a-t*). Das Schwedische kultiviert hier bis heute einen sehr salienten Flexionsklassenmarker – möglicherweise, weil diese Klasse dem silbensprachlichen Typus des Schwedischen entgegenkommt, indem sie gute Silbenstrukturen garantiert.

Wie oben bereits erwähnt, haben sich die deutlichsten Stark/Schwach-Unterschiede im Präteritum erhalten: Starke Verben bilden es mit Ablaut (*fara* – *for*), schwache mit Dentalsuffix (*svara* – *svarade*, *kräva* – *krävde*), die einen also immateriell und im betonten Stammvokal amalgamiert, die anderen additiv-materiell im unbetonten Flexiv. In beiden Fällen heftet sich die Flexionsklasse an eine 'Wirkungskategorie': Im ersten Fall an das Lexem, im zweiten Fall an das Tempuszeichen. Nur im Fall der erwähnten schwachen Subklasse der *a*-Verben (*kall-a-de*) wird Flexionsklasse über einen eigenen Marker realisiert. Dies macht sie so bemerkenswert.

Wie die gesamte germanische Sprachgeschichte zeigt, sind die unbetonten Silben vom Abbau betroffen (dies 'gefährdet' die schwachen Verben), während die betonten Silben (und damit der Ablaut) davon weitgehend unbehelligt sind. Was das Schwedische betrifft, so ist hier als erstes Schwächeanzeichen des Dentalsuffixes seine Assimilation an den Stammauslaut festzustellen: Nach stimmlosem Laut folgt *-te* (*köp-te*, *läs-te*), nach stimmhaftem *-de* (*ställ-de*, *hör-de*). Eine solche phonologisch konditionierte Allomorphie hat einen ganz anderen (labileren) Status als morphologisch oder lexikalisch konditionierte Allomorphie (s. NEEF 2000a,b). Während im ersten Fall der Auslaut des lexikalischen Stamms ein Merkmal (hier: +/- stimmhaft) auf das Dentalsuffix überträgt und so seine Allomorphie erzeugt, wird die Allomorphie im zweiten Fall – in Form des Ablauts bei starken Verben – lexikalisch zugewiesen: Heute muss man bei jedem starken Verb den Ablaut mitlernen. In früheren Zeiten (vorgerm.) war dieser ebenfalls phonologisch-prosodisch konditioniert.

Die Tatsache, dass sich die Manifestation von Flexionsklasse (und damit auch von Klassengrenzen) auf die semantisch markierten Kategorien zurückzieht (also innerhalb des Tempus auf das Präteritum, innerhalb des Numerus auf den Plural, man vergleiche hier auch die Substantive), ist diachron häufig zu beobachten (s. DAMMEL 2003). Noch keine morphologische Theorie hat es bisher vermocht, dem immerhin erstaunlich persistenten Phänomen der Flexionsklasse eine tiefere Ratio zu unterstellen. Wenn Flexionsklasse nicht an sog. außermorphologische Eigenschaften wie Phonologie (s.o.) oder Semantik (als Paradebeispiel hierfür dienen die Modalverben, die sich die präteritopräsentische Flexion teilen) gebunden ist, so handelt es sich um Allomorphie um ihrer selbst willen. Allomorphie wird jedoch fast ausschließlich als kognitive Belastung, bestenfalls als morphologischer Luxus, keinesfalls aber als in irgendeiner Weise funktional begriffen. Bisher hat es noch niemand geschafft, die (Ko-)Existenz starker und schwacher Verben wirklich zu erklären. Eine außermorphologische Stützung im bisher diskutierten Sinn kommt ihnen nicht zu – sieht man von der Token-

frequenz ab: Starke Verben gehören allesamt dem verbalen Kernbereich an, während schwache Verben tokenfrequenziell deutlich geringere Werte aufweisen. Manche Theorien, z.B. die sog. Natürlichkeitstheorie, machen es sich zu einfach, wenn sie die starken Verben als Auslaufmodell betrachten, die, da unregelmäßiger, ihrem sukzessiven Abbau entgegensehen. Mit der Ökonomietheorie von WERNER (1987a,b, 1989) wurde ein wichtiger Zusammenhang in den Mittelpunkt gerückt: Starke Verben sind allesamt kürzer als schwache, und zwar meistens sogar um eine Silbe (vgl. *geben* – *gab* vs. *leben* – *lebte*). Damit kommt den starken Verben Ausdruckskürze bei gleichzeitiger Differenzierung zu, d.h. durch den Ablaut wird die ‚Gefahr‘ massenweise entstehender Synkretismen gebannt. Der große, ökonomische Vorteil besteht in kurzen Formen. Hierin dürfte sich ein explanativer Ansatz verbergen, der noch stark ausbaufähig wäre und der von WERNER auch nicht primär unter flexionsklassentheoretischer Perspektive diskutiert wurde. Flexionsklassen ermöglichen also unterschiedliche Kosten/Nutzen-Mischungen: Starke Verben entfalten ihren Nutzen auf der Performanzebene mit dem Preis der Unregelmäßigkeit auf der Kompetenzebene, während dies bei schwachen Verben genau umgekehrt verteilt ist (lange Formen, aber regelgeleitet). Wann welche Kombination funktional ist, entscheidet die performanzabhängige Gebrauchsfrequenz: Bei häufig gebrauchten Einheiten lohnt sich Mischung 1, bei selten gebrauchten Mischung 2. Insgesamt gilt: Der Ratio von Flexionsklasse nachzugehen, ist noch künftiger Forschung vorbehalten. Andere Flexionsklassen korrelieren z.B. nicht mit unterschiedlichen Wortumfängen. Wäre, andererseits, Flexionsklasse afunktional, so könnte sie durchaus beseitigt werden, z.B. über Analogie. Allerdings ist dies nur selten der Fall.

Diachron ist jedoch nicht nur der Ab-, sondern, wenngleich viel seltener, auch der Aufbau von Flexionsklassen zu beobachten. Hierfür liefert das Schwedische mit seiner sog. 3. Konjugation der schwachen Verben ein Paradebeispiel (JANSSON 1948, HAUGEN 1984, WESSÉN 1992). Die 3. Konjugation zeichnet sich durch ein gestärktes, geminiertes, mit Akzent 2 betontes Dentalsuffix, *-dde* [d:e] aus: *bo* – *bodde* – *bott* [bu: – ˈbʊd:e – bʊt(:)]. Ebenso: *tro*, *gro*, *nå*, *så*, *ske*, *fly*, *sy*, *gry*, teilweise auch *ha* ‚haben‘. Diese schwache Subklasse entsteht im 15. Jh. und erfährt bis heute Neuzugänge, stets von sog. Kurzverben, d.h. von solchen einsilbigen Verben, die auf einen betonten Vokal enden (z.B. derzeit *kläda* > *klä* – *klädde* – *klätt*). Diachron rekrutiert sich die 3. Klasse aus starken und schwachen Verben, oft den sog. Verba pura, deren Gemeinsamkeit in einem von Reduktion bedrohten Dentalsuffix *-d(h)-* bestand, das, wie dies alte Schreibungen mit <h> nahelegen, bereits spirantisch artikuliert wurde (z.B. aschwed. *trodde* →

nschwed. *trodde*). Durch die Annahme des gestärkten Dentalsuffixes blieb ein wichtiges schwaches Klassenmerkmal erhalten bzw. wurde ein solches sogar gestärkt. Bis heute ist diese Klasse prosodisch-phonologisch motiviert, indem die oben beschriebenen Zugangsbeschränkungen gelten.

Ein Blick auf das Nynorsk und das Färöische (auch das gesprochene Schwedische und als westgermanische Sprache das Westfriesische) zeigt indessen, dass selbst ein solch salientes Tempuszeichen und gleichzeitiges Klassenmerkmal wie das *Dentalsuffix* auch aufgegeben werden kann, wenn entsprechende phonologische Regeln wirken. Lieferte das obige Beispiel der 3. schwachen Klasse des Schwedischen ein Beispiel für den Widerstand der Morphologie gegen die Phonologie, so bezeugen die eben genannten Sprachen das Gegenteil. Dabei handelt es sich im Nynorsk und Färöischen um die schwache *a*-Klasse, wo das *-d-* (Nyn.) bzw. *-ð-* (Fär.) in die inter- bzw. postvokalische Position rückt und schwindet. Während sich im Färöischen immerhin sog. Hiatusfüller – je nach lautlichem Kontext [j] (vor *-i*) bzw. [v] (vor *-u*) – herausgebildet haben, die eine Art Ersatzfunktion übernehmen, ist im Nynorsk totaler Schwund eingetreten: Inf. *kasta*, Präs. *kastar*, Prät. *kasta* (< *kastade*), Supinum *kasta* (< *kastad*). Für die Konsequenzen dieses massiven Eingriffs auf das System sei auf WERNER (1993) und LINDQVIST (1999) verwiesen. Was das Phänomen Flexionsklasse betrifft, so hat diese Entwicklung sicher als Schwächung zu gelten: Jetzt ist es nur noch ein uniformer Stamm, der die schwache Klasse gegen die starke abhebt, während vorher zu dieser Uniformität ein additives Flexiv trat (wie dies auch in den anderen schwachen Subklassen noch der Fall ist). Nach dem Dentalsuffixschwund besteht der Unterschied zu den starken Verben also nur noch in +/- Stammuniformität. Die Grenze zwischen stark und schwach verliert hier an Tiefe, an Salienz.

Die Frage bei solchen Annäherungen zwischen Flexionsklassen besteht darin, ob dies den Weg für potentielle Klassenwechsler ebnet, d.h. ob es im Gefolge solcher Grenzverwischungen und Grenznivellierungen zu vermehrten Übergängen kommt, möglicherweise nicht nur von stark > schwach, sondern auch von schwach > stark (zu dieser Frage s. NÜBLING 2000b anhand alemannischer Dialekte). Doch bevor Manifestation und Wandel von Flexionsklasse nicht richtig dokumentiert sind (und davon ist die Skandinavistik noch weit entfernt – als Ausnahme s. jedoch ENGER 1998), sind solche weiterführenden Fragen verfrüht.

Bis heute hat das Schwedische um die 110 starke Verben konserviert, wovon sich immerhin 80% auf fünf größere Gruppen verteilen. Das Deutsche leistet sich hier viel mehr Kleingruppen bis hin zu zahlreichen Einzelgängern. Das Schwedische hat also die Makroklasse der starken Verben in

relativ gut handhabbare Mikroklassen untergliedert (meist per Analogie). Die Makrokategorie der schwachen Verben gliedert sich in drei Mikroklassen, die sog. 1. bis 3. Konjugation. Dagegen hat das Deutsche nur eine große schwache Klasse entwickelt (mit ein paar phonologisch konditionierten Allomorphen). Interessant ist auch, dass das Deutsche einen synchron zwischen stark und schwach liegenden Typ, die ehemaligen Rückumlautverben, die zu ihrer Hochzeit über 200 Verben umfassten, stark eliminiert hat bis auf einen Rest von sechs Verben, der sich derzeit auf vier reduziert: *rennen* – *rannte* (Vokalwechsel + Dentalsuffix), ebenso *nennen*, *brennen*, *kennen*, des Weiteren *wenden* und *senden*, die mit *wendete* bzw. *sendete* bereits schwache Parallelförmigkeiten entwickelt. Dagegen hat das Schwedische mehr solcher Verben mit mehr Vokalwechselarten + Dentalsuffix bewahrt: *glädja* – *glädde*, *sätta* – *satte*, *välja* – *valde*, *sälja* – *sälde*, *göra* – *gjorde*, *böra* – *borde* etc.

Man sieht also schon anhand dieser zwei germanischen Sprachen, wie divergent sich das ererbte Klassensystem entwickelt hat. Während das Deutsche die starken und schwachen Verben stark polarisiert, deckt das Schwedische hier eher ein Kontinuum ab, das sowohl innerhalb der starken und schwachen Verben als auch dazwischen mehr Mikroklassen kultiviert. Als einzige germanische Sprache hat das Afrikaans sämtliche Klassen abgebaut. Alle anderen Sprachen haben in irgendeiner Form starke und schwache Verben konserviert (von den Präteritopräsentia sehen wir aus Gründen der Vereinfachung ab), wobei das Spektrum an Mikroklassen jeweils immer ein anderes ist. Allein schon ein solcher kontrastiver Vergleich der Flexionsklassenentwicklungen in den germanischen Sprachen wäre ein in jeder Hinsicht ertragreiches, vielversprechendes Unterfangen. Neben dem Klassensystem wäre die ‚Stärke‘ oder ‚Mächtigkeit‘ von Flexionsklasse zu ermitteln, also wie (welche Marker), wo genau (in Relation zur Wurzel) und wie oft sich Flexionsklasse innerhalb des Paradigmas manifestiert, ob sie separate Marker verwendet oder ob sie verdeckt auf anderen Kategorien (wie Tempus, Modus, Numerus, Person) lagert, und schließlich, in welchen Kategorienausprägungen (Basiskategorien, abgeleitete Kategorien) sie sich manifestiert. Erst wenn diese Arbeit geleistet ist, werden tiefere Einsichten in das Wesen des Phänomens Flexionsklasse möglich sein.

3. Grenzüberschreitungen

Bei Grenzüberschreitungen denkt man gleich an die zumindest im Deutschen nicht seltenen Übergänge von starken Verben zu den schwachen, also an *bellen* – *ball* – *gebollen* zu *bellen* – *bellte* – *gebellt*. Derzeit schwanken *melken*, *flechten*, *fechten*, *weben*, *bleichen*, *backen*, *gebären*, *scheren*, *schmelzen*, *saugen*

etc. Es handelt sich hier zum größten Teil um Konzepte, deren Versprachlichungs- und damit Gebrauchsfrequenz diachron stark abgenommen hat; häufig sind es Tätigkeiten im landwirtschaftlichen Bereich. Solche Grenzüberschreitungen vollziehen sich in ganz bestimmten Etappen, die BITTNER (1985, 1996) detailliert für das Deutsche herausgearbeitet hat und als Implikationsmuster bezeichnet.

Dabei erstreckt sich das, was wir so dichotomisch als stark vs. schwach begreifen, auf einer langen Skala zwischen prototypisch stark und prototypisch schwach. Das ‚schwächste‘ Stärkemerkmale ist im Deutschen der Imperativ mit Hebung (*geben* → *gib!* *essen* → *iss!*), d.h. dieser wird auf dem Weg zur schwachen Klasse zuerst aufgegeben (vgl. häufig zu hörendes *les!* statt *lies!*, *tret!* statt *tritt!*). Darauf folgt die Wechselsefflexion (*ich gebe* vs. *du/sie gibt*), d.h. der *e/i*-Wechsel bzw. der Umlaut in der 2. und 3. Sg. Präs. (vgl. *(sie) milkt* → *melkt*, *(sie) gebiert* → *gebärt*), danach erst die Präteritalbildung (*molk* → *melkte*, *sog* → *saugte*), dann der Umlaut im Konjunktiv (*mölke* → *würde melken*), und schließlich die Bildung des Partizips Perfekt. Hier ist starkes *gemolken* noch üblich, während *gesogen* derzeit zu *gesaugt* übergeht und *gepflogen* dies mit *gepflegt* bereits getan hat.

Auch in den skandinavischen Sprachen einschließlich des Isländischen hat es Übergänge von der starken zur schwachen Klasse gegeben, etwa bei an. *hjálpa* – *halp* – *hulpum* – *hólpinn* ‚helfen‘ > isl. *hjálpa* – *hjálpaði* – *hjálpað*; schwed. *hjälpa* – *hjälpde* – *hjälpde*. Allerdings hat es insgesamt nicht so viele Klassenwechsel wie im Deutschen gegeben. Bei all diesen Verben handelt es sich jedoch weniger um Grenzgänger – allenfalls temporär – als vielmehr um *Übergänger*, die als Ziel die schwache Klasse haben. Das Grenzgängertum sei dagegen als ein stabiles Stadium definiert, in dem ein Verb dauerhaft Flexionseigenschaften verschiedener Klassen in sich vereint, ohne dass es sich in Richtung einer der Klassen weiterentwickelt.

Üblicherweise geht man von gerichteten Grenzübergängen aus, also in der Landschaft der Verbklassen von starken zu schwachen. Gelegentlich aber werden Grenzen auch in die umgekehrte Richtung überschritten. Ein Beispiel für einen solchen Grenzübergänger liefert das Norwegische (Bokmål) mit *si* ‚sagen‘, das die drei Stammformen *si/sier* – *sa* – *sagt* aufweist (*sagt* ist dabei schwach suppletiv). Entscheidend ist: Dieses einstmalige schwache Verb hat sich sukzessive zu den starken Verben vorgearbeitet. Sein kurzes Präteritum *sa* hat auch nicht den Weg in die schwache 3. Konjugation eingeschlagen (**saddde*), was für solche Kurzverben, ähnlich wie im Schwedischen, die übliche Option ist. Norw. *si* hat angesichts seiner extrem hohen Gebrauchsfrequenz gleich zu den Vorteilen der starken Klasse gegriffen (zu Näherem s. NÜBLING 2000a, 169/170). *Übergänger* und *Grenzgänger* haben

eines gemeinsam, nämlich wechselnde Gebrauchsfrequenzen. Stabile Grenzgänger, wie sie im Folgenden beschrieben werden, zeichnen sich durch extrem hohe Werte aus.

4. Grenzgängertum

Als Grenzgänger betrachten wir solche Verben, die „stabile Flexionsklasseninstabilität“ an den Tag legen, die also Flexionseigenschaften verschiedener Klassen kombinieren. Dabei muss es sich nicht immer um starke vs. schwache Merkmale handeln, sondern ein Verb kann auch zwischen zwei Mikroklassen angesiedelt sein. Im Deutschen gibt es die kleine Klasse der sog. gemischten Verben, die jedoch, indem sie sich das gleiche Mischungsverhältnis leisten, wiederum eine Kleinklasse konstituieren: *mahlen*, *salzen*, *spalten* und *backen* folgen der schwachen Klasse – bis auf das starke Partizip Perfekt mit Nasalsuffix: *mahlen* – *mahlte* – *gemahlen*. Hier handelt es sich also um ein Grenzgängergrüppchen, das sich auch phonologische Gemeinsamkeiten teilt (Wurzelvokal [a(:)]). Auch die Präteritopräsentia teilen sich auf jeweils gleiche Weise starke und schwache Merkmale, gehen aber z.B. durch spezifische Flexive und – im Deutschen – durch eine präsentische Numerusopposition (*will/wollen*, *kann/können* etc.) über eine bloße Mischung von Stark/Schwach-Eigenschaften und damit über die gemischten Verben hinaus.

Im Rahmen einer Untersuchung zu den „Prinzipien der Irregularisierung“, in der zehn hochfrequente Verben in zehn germanischen Sprachen in ihren jeweils singulären diachronen Entwicklungen verfolgt wurden, war – neben den zahlreichen Strategien der Desintegration, der Distanzierung von Flexionsklassen bis hin zur Isolation (Suppletion) – auch das Irregularisierungsmuster der singulären Mischung von Flexionsklassenmerkmalen zu konstatieren: Manche Verben distanzieren sich von der flexivischen Norm, indem sie eine ganz bestimmte Mischung von Teilnormen vornehmen und diese Mischung über Jahrhunderte hinweg konservieren, diese also zu einer echten Irregularisierungsstrategie erhoben haben. Hiervon macht isl. *hafa* Gebrauch – ein Verb, das durch seine Grammatikalisierung als Tempusauxiliar rasant an Tokenfrequenz gewonnen hat und in sämtlichen germanischen Sprachen seine angestammte Großklasse der schwachen Verben verlassen hat, wobei es zu oft erstaunlichen Irregularisierungs- (im Sinne von Differenzierungs-)strategien gegriffen hat. Dabei hat jede germanische Sprache ihr eigenes Differenzierungsmuster verwirklicht. Isl. *hafa* aber ist zu einem echten Grenzgänger geworden, es kultiviert also die oben erwähnte „stabile Flexionsklasseninstabilität“ (zu Genauerem s. NÜBLING 2000a:49-

54): Es steht zwischen der 3. schwachen Klasse (germ. *ai*-Klasse) und den starken Verben. Die starken Merkmale sind:

- die umgelauteten Präs.Sg.-Formen: (*ég hef*, (*þú*) *hefur*, (*hún*) *hefur*,
- die umgelautete Konjunktivform *hefði* (statt regulär **hafði*) sowie
- das Supinum *haft*, das regulär **hafað* lauten müsste.

Auch fär. *hava* nutzt, wenngleich nicht so exklusiv wie das Isländische, die Strategie der Grenzgängerei, doch mit einer anderen Mischung (hierzu NÜBLING 2000a:47-49). Im Fall von schwed. *ha* – *badde* – *haft* wurden gleich mehrere Register der Irregularisierung gezogen: Neben irregulären Kontraktionen und akzeleriertem Lautwandel hat ein partieller Übergang in die unter Abschnitt 2 beschriebene 3. Konjugation stattgefunden (*ha/har* – *badde*). Das Supinum *haft* ist, indem es als einzige Form den alten Stammaslaut [f] bewahrt hat, als schwach suppletiv zu bewerten (kein anderes Verb kennt die Alternation von Stammaslautlosigkeit im Inf./Präs. + Prät. vs. Stammaslauthaltigkeit im Supinum).

5. Überschreitungen weiterer Grenzen

Irregularisierungen bestehen immer im Verlassen von Klassen. In den meisten Fällen kommt es dabei zu singulären Sonderwegen, nur manchmal bilden sich abweichende Kleingrüppchen, die oft nur in ganz bestimmten Kategorien, z.B. im Präteritum, eine Koalition bilden. Bisher haben wir nur Grenzen zwischen Flexionsklassen betrachtet. Natürlich gibt es in den Sprachen eine Vielzahl weiterer Grenzen, die zum Zweck der Irregularisierung – deren Funktion darin besteht, hochfrequente Einheiten kurz und gleichzeitig differenziert, also gut unterscheidbar zu halten – überschritten werden. Von solchen weiteren Grenzüberschreitungen sollen abschließend zwei wichtige vorgestellt werden.

5.1. Phonologische Binnenverdichtung: Verstärkte Assimilationsbereitschaft

Die Vorstellung, Wörter bestünden aus aneinandergereihten Lauten, wird von der Schreibung suggeriert. Vielmehr sind die Laute als komplexe Merkmalbündel zu begreifen, deren Einzelmerkmale sich gegenseitig mehr oder weniger stark und weit überlagern, im Extremfall über das gesamte Wort oder die phonologische Phrase hinweg. Doch sind Gültigkeit und Reichweite solcher Merkmalübertragungen einzelsprachlich festgelegt. Insofern existieren sehr wohl Grenzen. Bei irregularisierenden Verben können auch solche Grenzen überschritten werden: Die Interaktivität der phonolo-

gischen Merkmale, d.h. die Assimilationsbereitschaft nimmt zu und damit die Binnenverdichtung des gesamten Wortes. Als Beispiel solcher vom Normalwortschatz abweichenden Assimilationen kann die sog. Überpalatalisierung und Überlabialisierung gelten, für die gerade die skandinavischen Sprachen Beispiele liefern.

Eine Überpalatalisierung von an. *segja* *[segja] hat zu dän. *sige* [si:], zu fär. *siga* [si:ja] und im Bokmål zu *si* [si:] geführt. Dabei hat der *gj*-Nexus zu diesen überpalatalisierten, *i*-haltigen Ausnahmeformen geführt. Auch bei ‚geben‘ (an. *gefa*) kam es zu solchen Erscheinungen: Im Skandinavischen fand – wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß – eine reguläre Palatalisierung von anlautendem *g* vor Palatalvokal statt (die im Dänischen beseitigt wurde). Das vor *e* lautgesetzlich palatalisierte *g* [dʒ/(g)j] verstärkte progressiv die Palatalität des *e* > *i*, als das es in dän. *give* [gi⁽⁶⁾] (von dort entlehnt zu engl. *give*) und in norw. *gi* [ji:] fortlebt. Im Schwedischen hat dies sogar zu einer Paradigmendifferenzierung geführt, indem *i*- mit *e*-haltigen Formen gemischt wurden: *ge* [je:] – *gav* [ga:v] – *givit* [ˈji:vɪt] (ähnlich im Färöischen).

Eine Überlabialisierung hat in sämtlichen germanischen Sprachen bei ‚kommen‘ dafür gesorgt, dass sein Wurzelvokal *-o-* lautet: Die Wurzel lautete ursprünglich, d.h. im Germanischen, **kwem-* (vgl. noch heute das daraus abgeleitete, regulär entwickelte Adjektiv nhd. *bequem*). Vermutlich wegen seiner hohen Frequenz hat das [w] das [e] progressiv zu [o] velarisiert (was eine Artikulationserleichterung bewirkt), anschließend ist es geschwunden: **kwem-* > **kwom-* > *kom*. Nur noch im Niederländischen findet sich im Präteritum *kwam* ein letzter Reflex dieses komplexen Anlauts. Überall sonst wurde er – nach der Labialisierung – vereinfacht und damit leichter aussprechbar, d.h. auch dahinter verbirgt sich ein Kürzungsphänomen. In anderen Wörtern unterblieb eine solche Assimilation (z.B. nhd. *quellen* und nicht **kollen*), d.h. es handelt sich hierbei nicht um einen lautgesetzlichen Wandel. Dass im Zuge solcher phonologischer Binnenverdichtung und Assimilation auch Morphemgrenzen tangiert werden und dadurch die morphologische Segmentierbarkeit abnimmt, ist eine zwangsläufige Konsequenz.

5.2. Interparadigmatische Grenzüberschreitung: Suppletion durch Paradigmenmischung

Mit der Abnahme intraparadigmatischer Kohäsion korreliert im allgemeinen eine Zunahme interparadigmatischer Aktivität: Teile des Paradigmas orientieren sich an entsprechenden Einheiten anderer, oft irregulärer Para-

digmen, was zum Effekt verstärkter interner Differenzierung führt. Dies beginnt mit dem bereits beschriebenen Fall der stabilen Klasseninstabilität, bei dem Paradigmen Formen unterschiedlicher Klassen vereinen (s. isl. *bafa*, *segja*, fär. *hava*, *siga*). Eine Steigerung besteht in der lexikalischen Mischung zweier Paradigmen. Sowohl im Schwedischen als auch im Norwegischen (und hier jeweils im gesprochenen Substandard und in den Dialekten) hat eine Mischung von *bli* (ursprünglich aus mnd. *blīven* ‚bleiben‘ entlehnt) und altem *varda* < an. *verða* ‚werden‘ stattgefunden: *bli* stellt dabei die meisten Formen (im Standard sogar alle), während sich im Präteritum altes *vart* fortsetzt; die restlichen Formen des *varda*-Paradigmas sind, wie bei solchen Fusionen üblich, geschwunden. Hier wurde also totale Suppletion durch interparadigmatische Mischung erzeugt. Ein Paradebeispiel dafür liefert das Englische bei ‚gehen‘ mit *go* + *went* < me. **wend* ‚wenden‘.

6. Ausblick

Bei diesem Streifzug durch die Verbalgeographie wurden nur die wichtigsten Grenzgängerphänomene erfasst. Grenzen markieren Ordnungen, und nichts sollte selbstverständlicher sein, als dass Verben, wenn sie sich denn schon in Klassenverbänden organisieren, sich diesen auch unterordnen. Stattdessen kommt es oft zu regem Grenzverkehr: Verben verlassen Klassen, um in andere einzutreten, oder einfach nur, um auszutreten, d.h. um ein klassenloses Dasein zu führen, oder schließlich, um nur partiell integriert zu sein. Manchmal ändern sich dabei auch die Klassen selbst. Die Gründe dafür sind jeweils unterschiedlich. Gerade diese ‚Unordnung‘ und Mobilität ist es, die das linguistische Interesse weckt und die Frage nach Wesen und Funktion von Klassen aufkommen lässt. Diese so naheliegend erscheinende Frage ist bisher nicht beantwortet worden, und man wird sie erst dann angehen können, wenn das Phänomen der Flexionsklasse sowohl diachron als auch kontrastiv umfassend dokumentiert ist. Bis dahin ist es noch ein weiter, aber lohnender Weg. Dass man dem Phänomen der Flexionsklasse (soweit sie nicht semantisch oder phonologisch basiert ist) bisher nicht nachgegangen ist, dürfte daran liegen, dass es sich hierbei um keine grammatische Kategorie im üblichen Sinn handelt. Ähnlich wie Genus beim Substantiv, dem auch kein erkennbarer semantischer Mehrwert zukommt, hat man Flexionsklasse bisher nur als Relikt einstiger Derivationsmorphologie abgetan, deren Beseitigung nur eine Frage der Zeit oder der sich dazu bietenden Gelegenheit sei. Dass dies zu kurz greift, dies zu zeigen war nur Anliegen dieses Beitrags.

Literaturverzeichnis

- Augst, Gerhard: „Wie stark sind die starken Verben? Überlegungen zur Subklassifikation der nhd. Verben“, in: Gerhard Augst (Hg.), *Untersuchungen zum Morpheminventar der deutschen Gegenwartssprache*, Tübingen 1975, S. 231-281.
- Bittner, Andreas: „Wie schwach sind die starken Verben? Überlegungen und Vorschläge zu einer Klassifizierung der neuhochdeutschen Verben“, in: *Linguistische Studien/ZISW*, Reihe A, Heft 126, 1985, S. 51-74.
- Bittner, Andreas: *Starke ‚schwache‘ Verben und schwache ‚starke‘ Verben. Deutsche Verbflexion und Natürlichkeit*, Tübingen 1996.
- Enger, Hans-Olav: *The classification of strong verbs in Norwegian with special reference to the Oslo dialect. A study in inflectional morphology*, Oslo 1998.
- Dammel, Antje: *Flexionsklassen: Funktionalität oder reine Allomorphie? Zu Ab-, Um- und Ausbau von Verbklassen im Deutschen*, Universität Mainz 2003.
- Haugen, Einar: *Die skandinavischen Sprachen*, Hamburg 1984.
- Jansson, Valter: „Uppkomsten av tredje konjugationen“, in: *Nysvenska studier* 27, 1948, S. 113-132.
- Lindqvist, Christer: „Tempusexteriorisierung und prozedurale Morphologie am Beispiel des Schwedischen“, in: *Skandinavistik* 29/1, 1999, S. 1-19.
- Neef, Martin: „Phonologische Konditionierung“, in: Geert Booij et al. (Hgg.), *Morphology. An International Handbook on Inflection and Word-Formation*, vol. 1, Berlin/New York 2000, S. 463-473.
- Neef, Martin: „Morphologische und syntaktische Konditionierung“, in: Geert Booij et al. (Hgg.), *Morphology. An International Handbook on Inflection and Word-Formation*, vol. 1, Berlin/New York 2000, S. 473-484.
- Nübling, Damaris: *Prinzipien der Irregularisierung. Eine kontrastive Untersuchung von zehn Verben in zehn germanischen Sprachen*, Tübingen 2000.
- Nübling, Damaris: „Entwicklungen im Flexionsklassen- und Ablautsystem des Alemannischen“, in: Edith Funk et al. (Hgg.), *Bausteine zur Sprachgeschichte*, Heidelberg 2000, S. 217-229.
- Werner, Otmar: „The aim of morphological change is a good mixture – not a uniform language type“, in: Anna Giacalone Ramat et al. (Hgg.), *Papers from the 7th International Conference on Historical Linguistics*, Amsterdam 1987, S. 591-616.
- Werner, Otmar: „Natürlichkeit und Nutzen morphologischer Irregularität“, in: Norbert Boretzky et al. (Hgg.), *Beiträge zum 3. Essener Kolloquium über Sprachwandel und seine bestimmenden Faktoren*, Bochum 1987, S. 289-316.

- Werner, Otmar: „Sprachökonomie und Natürlichkeit im Bereich der Morphologie“, in: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 42, 1, 1989, S. 34-47.
- Werner, Otmar: „Schwache Verben ohne Dental-Suffix im Friesischen, Färischen und im Nynorsk“, in: Jürgen Schmidt-Radefeldt / Andreas Harder (Hgg.), *Sprachwandel und Sprachgeschichte*, Tübingen 1993, S. 221-237.
- Wessén, Elias: *Svensk språkhistoria*, Edsbruk ⁸1992.

IDENTITÄTEN UND ALTERITÄTEN

Herausgegeben
von

Hans-Joachim Gehrke Monika Fludernik
Hermann Schwengel

BAND 26

ERGON VERLAG

Über Grenzen. Grenzgänge der Skandinavistik

Festschrift zum 65. Geburtstag von Heinrich Anz

Herausgegeben von
Wolfgang Behschnitt und Elisabeth Herrmann

ERGON VERLAG